

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 32 (1942)

Heft: 50

Rubrik: Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

„Den Dichter wähle, wie du einen Freund wählst“

Weit hinter dem vertrauten Solothurn und hinter der lieblichen Einsiedelei wurde Otto Feier am 16. Juli 1905 in Rüttenen als ein Lehrerskind geboren. Seine Eltern stammten beide aus bäuerlichen Kreisen. Der Vater war eine heissblütige Natur und besass ein südländisches Temperament, seine Mutter dagegen war sanftmütig und still. So ergänzten sich die Eltern in ihrer Gegensätzlichkeit auf eine wundersame Weise. In einem grossen Familienkreis und in ländlicher Umgebung aufwachsend, verfiel Otto Feiers empfängliche Kinderseele schon früh dem Träumen. Die Erscheinungen der Natur wirkten mit solcher Kraft und Eindringlichkeit auf sein jugendliches Gemüt, dass Bilder aus frühester Jugendzeit mit nie nachlassender Leuchtkraft in seiner Erinnerung stehen. Das Flüstern des Lindenbaumes hinter dem Hause, das Rauschen des vorüberfliessenden Baches erfüllten ihn mit einem unsäglichen Zauber. Und die Hecke, die sich mit mächtigem Schwung und viel Gehölz hinter einem Hügel hinzog, war sein Paradies.

Die schönste Zeit seiner jungen Tage verbrachte er aber an der mütterlichen Geburtsstätte, auf einem abseits gelegenen Bauernhof am Fusse des Jura. Dort lernte er sich bäuerlicher Arbeit hingeben, dort konnte er sich in froher Bubenseligkeit mit andern Buben austoben. Die Verbundenheit mit Boden, Wald und Berg, mit Tier und Haus erschloss ihm den Kosmos im Kleinen und machte ihn innerlich reich. Hier wob das bäuerliche Leben trotz strenger

Arbeit einen unvergänglichen Glanz von Poesie und Heimatliebe in seine Seele.

Später trat er in die Lehrerbildungsanstalt in Solothurn ein. Durch den verehrten Solothurner Dichter Josef Reinhart wurde er in unvergesslichen Deutschstunden ins Reich der Dichtung geführt. Tiefe Eindrücke gruben sich bis an die Quellen seines Wesens, und ganz im Geheimen begann er seine ersten dichterischen Versuche. Das erste Aufknospen jugendlicher Liebe verlieh diesen Anfängen eine schmerzliche Tiefe und Weihe. Langsam reifend, entwickelte er in der Folge aus einem innern Drang heraus sein Talent. Eine schöne Freundschaft, die in gemeinsamer Arbeit, im Studium von Literatur und Naturkunde ihren Auftrieb und Wohlklang erhielt, förderte ihn in der dunklen Zeit seiner Zwanzigerjahre auf beglückende Weise. Und dann kam die Zeit, wo aus einem gesteigerten Lebensgefühl heraus sein erstes Werk erblühte.

Auf die Frage, warum er schreibe, antwortet Otto Feier: „Ich schreibe, weil ich eine innere Verpflichtung in mir fühle, die mich dazu drängt. In ehrlichem Streben nach Wahrheit und Menschenliebe, versuche ich einem höheren Willen, der sehr oft in Widerspruch mit dem menschlichen Willen gerät, zu dienen. Ich glaube an die Mission des Dichters, die nie so notwendig war als in der heutigen Zeit. Der Dichter muss Seher und Rufer sein, muss mit Tat und Wort wirken und den engen Kreis seines Ich sprengend, für die Menschwerdung kämpfen.“

Der tote Vater

(Aus „Magdalena“.)

Magdalena erwachte in Angst und Qual. Wie ein kalter Nebel kroch ihr die Wirklichkeit entgegen, und wieder wusste sie es, dass der Vater gestorben war. Ja, gestorben! Und er würde nicht mehr zu ihr sagen: „Gib mir die Hand, Magdalena. Wie gross du doch schon bist.“ Nein, gar nichts konnte er mehr sagen. Sie presste mit aller Gewalt den Kopf in die Kissen, um das zu ersticken, was in ihr aufstieg. Sie konnte es nicht. Es fuhr durch ihre Brust und durchpflügte sie.

„Herr Jesus, warum hast du ihn uns genommen?“ flüsterte sie verzweifelt.

Eine lähmende Stille gab ihr Antwort, und ihr Ruf versank im ewigen Dunkel.

Sie schlief nicht mehr. Ergeben liess sie es geschehen, dass Bilder über sie kamen und durch ihr Herz schwankten. Sie sah den Vater. Sie hörte ihn reden, sie sah ihn auf den Feldern und im Stall, und wiederum erblickte sie ihn schweigend am Tisch sitzend, die schweren Augen vor sich gerichtet.

Dann ertrug sie es nicht mehr. Drunten hinter dem Stall hörte sie die Hähne krähen. Sie hielt sich die Ohren zu, sie wollte sie nicht mehr hören. Aber sie krähen fort und fort, und langsam schob sich der Tag hervor. Die Welt stand nicht still.

Da erhob sie sich mit einem Ruck, zog sich leise an und stieg hinunter in die Stube. Die Mutter, die beim Vater gewacht hatte, war auf dem Stuhl eingeschlummert. Magdalena trat zum Vater, um sich noch einmal das liebe Gesicht zu besehen. Es leuchtete im Frieden, und etwas Unsagbares schien von ihm auszugehen, das sie ganz ruhig und still machte. Sie glaubte, dass der Tote mit ihr sprach, und seine Sprache war die des Ewigen, dessen Sprache die Stille ist.

Wie eine immer wiederkehrende Welle kamen ihr die Worte gegangen:



Otto Feier

Geboren am 16. Juli 1905 in Rüttenen (Solothurn), von Riedholz (Solothurn), Lehrer, Feldbrunnen bei Solothurn.

„Ich will tapfer sein.“ Hundertmal sagte sie es sich vor. Dann nahm sie sich zusammen, trat hinaus vor die Türe, sah schweigend in den heraufkommenden Tag. Ein kühler Wind wehte von den Bergen herab in ihr Gesicht. Und über dem fernen Tal zuckte eine Röte über den Himmel. Der Ewige führte das Licht herauf, das Licht, das er den Irdischen geben und wieder nehmen kann.

So stand die gross gewordene Magdalena im Rahmen der Türe vor dem dunklen Anbruch des Tages.

Die Hähne krächten. Sie ging hinein und weckte die Mutter.
Otto Feier.

Erschienene Werke: „Lionel“, Roman eines jungen Menschen, Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, 1937. „Magdalena“, Roman eines armen Mädchens, Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich, 1940.

Emil Wiedmer wurde am 5. Dezember 1889 als Sohn einer Bernerin, einer Lehrerstochter, in Niederbipp im Kanton Bern geboren, während sein Vater, Bahnmeister von Beruf und früh verstorben, aus dem Kanton Aargau, aus Teufenthal, stammte.

Emil Wiedmer durchlief die Primar- und Sekundarschule seines Geburtsortes und hatte den Drang zu studieren. Aber erst nach Ueberwindung von Hindernissen kam er verspätet dazu. Er besuchte das Gymnasium in Burgdorf und studierte nach bestandener Maturität an den Universitäten von Bern, Zürich und Dijon deutsche Sprache und Literatur. Sein bester, aber nicht angenehmster Lehrer war das Leben selbst, das ihn gründlich meisterte. Seit dem Herbst 1919 lebt er in Solothurn, wo er als Redaktor der „Solothurner Zeitung“ tätig ist, nachdem er vorher in Bern und Zürich journalistisch und als Redaktor beschäftigt gewesen war. Zu seinen frühen, bestimmenden Eindrücken gehört die Welt der Bücher. An einem Abschnitt von Jeremias Gotthelf im Schullesebuch wurde ihm erstmals erschauernd bewusst, was Dichtung und was ein Dichter ist. Damit war er für immer diesen geheimnisvollen Mächten verfallen, sie gaben ihm Richtung und Sinn.

Das Schreiben kam ganz natürlich von selbst. Es stellte sich ein, da Emil Wiedmer keinen Menschen hatte, um ihm seine inwendigen Stimmen zu Gehör zu bringen — in der Form des Monologes auf dem Papier konnte er sein Inneres öffnen. Verse waren die ersten dichterischen Erzeugnisse der gehobenen, jugendlichen Seele. Öffentlich, das heisst gedrucktes Zeugnis legte er erstmals ab für andere, für Hermann Hesse und Meinrad Lienert. Und wenn man einmal geschrieben, schreibt man weiter bis ans Lebensende, Kritisches für andere oder Eigenes, in sich Erlauschtes.

Durch Reisen in Frankreich, Deutschland, Italien, Ungarn, England, Tschechoslowakei, Holland und Belgien lernte Emil Wiedmer fremde Völker und Kulturen kennen und konnte so seinen Blick schärfen für das Eigenständige unseres Landes.

Für sein Schaffen erhielt Emil Wiedmer zweimal Aufmunterungspreise von der Schweizerischen Schillerstiftung.

Alte arme Frau

(Aus „Zeitgenossen“.)

Als 18-jähriger konnte ich niemals einen alten Mann in weissem Haar einen schwer beladenen Karren ziehen oder sonst irgendeine harte Arbeit ungerührt und ohne heimlich nagenden Vorwurf verrichten sehen. Ich drehte mich verstohlen nach dem Fleissigen um, beobachtete ihn unter zerdrückten Tränen und erhob beredete Klagen im Himmel für ihn, ballte die Faust und fluchte der Erde. Und ich schämte mich tief innen vor diesen alten, gebrechlichen, dürrtigen, aber immer noch schaffenden Männern, während ich herumlungerte, faulenzte, meiner Mutter Geld vertat und im Leben noch nichts geleistet hatte, ja nicht einmal mein Brot verdiente.



Emil Wiedmer

Geboren am 5. Dezember 1889 in Niederbipp (Bern), von Teufenthal (Aargau), Redaktor der „Solothurner Zeitung“, Greibenhof 4, Solothurn.

Und heute? Als Dreissigjähriger? Ich begegne hin und wieder, wenn ich zur Arbeit gehe, alten Frauen, und ihr Anblick durchbraust mich wie Orgelstimmen, die an alle Fasern rühren. Diese Frauen haben ganz verrunzelte Gesichter und Hände, die buchstäblich verwerkt sind. Die Schritte, die sie tun, sind winzig klein, der Gang schleppend langsam, die schmale, dürre, ausgetrocknete Gestalt gebeugt, und ihre Kleider tragen jenen unaussprechlich rührenden Schimmel, der einzig altmodischem Schnitt und vorsintflutlichem Alter eigen. Und während sie dahinhuschen, leise wie Schatten, die Augen niedergeschlagen, zur Hälfte schon in einer anderen Welt, in der Hand ein Milchpintlein oder ein Körblein, denn sie müssen ihre notwendigen Dinge selber eintragen, bei Regen furchtsam den Rock gerafft und beim Frost frierend, ein Bild des Jammers und der Anklage, da fasst mich ein Rühren an, wie es mich nur anwandelt, wenn ich ein armes, missbrauchtes, verschupftes und ungerecht gedemütigtes Arbeitstier erblicke. Immer haben diese Aermsten gearbeitet, schon als Kinder. Wann hatten sie es einmal schön und gut? O vielleicht nur einmal ganz schnell, unwahrscheinlich schnell, und das ging vorüber wie ein Traum. Immer nur Mühe, Arbeit, und dazwischen Not und Entbehrung. Nach der glanzlosen Jugend die Heirat, eine Ehe, die vielleicht aus der früheren einfachen Hölle eine doppelte machte. Der Mann ein Rohling, der, statt den Arbeitslohn nach Hause zu bringen, im Dusel um Mitternacht die aus dem Schlaf Geschreckte und Jammernde mit Fäusten traktierte. Es kamen die Kinder, die das ohnehin harte Leben noch härter machten. Und die Jahre gingen, und der Hunger und die Entbehrung wuchsen. Und die Jahre gingen weiter, der Mann starb, die Jungen flogen aus dem Nest, nahmen das Beste mit, und die Mutter, nun alt, einsam, grau und schwach, blieb in irgendeinem abgelegenen, ärmlichen Stüblein zurück, halb verschollen, aber immer noch ein menschliches Wesen, das essen muss, vielleicht Hunger leidet, auf keinen Fall prassen kann, und das warm gekleidet sein will im strengen Winter, Holz in den Ofen und sorglosen Schlaf in den frühen Morgen hinein nötig hat.

Emil Wiedmer.

Erschienene Werke: „Die Ankunft“, Gedichte, Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1918. „Der Einsame in der Landschaft“, Skizzen und Erzählungen, Verlag Orell Füssli, Zürich, 1925. „Sommerreise“, Erzählung, Verlag Paul Altheer, Zürich, 1924. „Zeitgenossen“, Skizzen, Verlag E. Loepfe-Benz, Rorschach, 1926.